

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 18. Dezember 1902.

(Nachdruck verboten.)

Eine reiche Frau.

Erzählung von A. vom Lande.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ein tiefes Weh erfüllte das Herz der Vereinsamten, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie gedachte ihres festen Vorsatzes, nicht vom Kampfplatz zu weichen. Hätte sie doch nicht ohne Abschied von ihm gehen sollen?

Wo war nun ihre Energie, ihre elastische Lebenskraft? Ach, das Leben schien ihr keiner Anstrengung mehr werth.

Ein Lebenszweck freilich war noch da — der Vater brauchte sie, sie mußte ihre Bangigkeit durch doppelte Bemühung um sein Wohlergehen bekämpfen. Aus solchen Träumen riß sie der schrille Ton der Thüriglocke. Sie ging zu öffnen, der Postbote brachte eine Karte für sie.

„Ich komme morgen mit dem Abendzuge, hol mich vom Bahnhof ab.“

Weiter nichts. Morgen, das war heute — in wenigen Stunden sollte sie die Längentbehrte im Arm halten. Thea sinnt nach. Sie kann jetzt nicht fort und hat keinen Boten zur Hand, um Ehrentrauts benachrichtigen zu können. Der Gedanke an die öde Wohnung der Heimkehrenden ist ihr schrecklich. Sie beschließt, in ihrem Stübchen ein Lager für Rose zu rüsten, morgen kann sie dann in ihr eigenes Reich übersiedeln. Neues Leben kommt in des jungen Mädchens Glieder, sie fühlt sich angeregt durch die Hoffnung auf das Wiedersehen mit der Cousine.

Was wird sie ihr zu erzählen haben?

Nachdem der Vater erwacht ist und seinen Kaffee getrunken hat, erzählt sie ihm, daß sie einen Gast bei sich aufnehmen will und welchen und überredet ihn, sie zu Ehrentrauts zu begleiten. Dort erregt die Kunde die größte Freude, aber Frau Nelde ringt die Hände, weil sie nicht eher davon erfahren hat. Herrgott, wie soll sie fertig werden, um die kleine Frau einigermaßen gerüstet zu empfangen? Und das Dienstmädchen muß benachrichtigt werden, ja wie ist das alles in wenigen Stunden zu machen? Die Zunge der kleinen Frau leistet Unglaubliches in dieser Aufregung. Thea beruhigt sie und erklärt, Rose dabehalten zu wollen, bis alles bereit sei, und so sieht Frau Nelde einigermaßen getröstet aus, als sie sich trennen.

Nun die Stunde des Wiedersehens näher rückt, wird Thea wieder unruhig. Und als sie dann Frau Rose in den Armen hält, sieht sie wohl, daß auch über dieses Herz Stürme gekommen sind. Bleich, mit trübem Augen sieht Rose nicht der strah-

lenden Frau ähnlich, die Thea vor Wochen verließ. Ein Hauch von Verfeinerung liegt über ihrem ganzen Wesen, der unendlich anziehend wirkt. Thea fragt nicht viel, sie nimmt sie im Wagen nochmals in ihre Arme, und die Frauen vergießen Thränen der Wehmuth, von denen eine jede glaubt, daß sie der Verstorbenen gelten und die doch auch anderem verborgenen Leid entquellen.

Als der Wagen vor dem Schulhause hält, sagt Rose einfach: „Ich dachte mir, daß Du mich zu Dir holen würdest, hab Dank, Liebe.“

Während Rose den Kantor wehmüthig begrüßt, dirigirt Thea ihre Gepäckstücke in die neue Wohnung, wo verabredetermaßen Frau Nelde mit dem Mädchen harret. Und dann sitzen sie beim Theetisch und sprechen von dem schweren Verlust, der den Kantor betroffen hat. Er hat sich zum ersten male nach seiner Frau Scheiden die lange Pfeife angezündet und lauscht bewegt Rosens theilnehmenden Worten. Aber endlich wird er müde und geht zur Ruhe. Da sitzen sich nun die beiden Frauen gegenüber, die Rede will nicht recht weiter fließen, ein Name, der ihnen doch auf den Lippen schwebt, bleibt ungenannt.

Da plötzlich schlingt Rose den Arm um Theas Hals und bettet den blonden Kopf an ihre Brust.

„Warum warst Du nicht offen gegen mich, Thea? Warum hast Du mir verborgen, wie es um Dich und Köster steht?“ Ein wehmüthiges Lächeln legt sich um den weichen Mund der kleinen Frau. „Biel Leid und Weh hättest Du uns allen ersparen können.“

Und als Thea unter hangen Thränen fragend zu ihr aufblickt, da beginnt sie zu erzählen. In ihrer kindlichen Offenheit spricht sie von ihrer eigenen Thorheit, von dem falschen Spiel, das Frau Lepke mit ihr gespielt, indem sie ihr immer und immer wieder einzureden versuchte, daß Köster sie Liebe und zur Frau begehre. Und wie vor einigen Tagen ein Streit zwischen den Geschwistern ausgebrochen sei, der den Kaufmann leidenschaftlich erregt habe.

„Da that er mir so Leid, Thea, ich wußte, es handelte sich um Geld, ich hatte so was gehört, und es war ganz natürlich, daß ich ihn fragte, ob ich nicht helfen könne. Nun, da sind mir denn die Augen geöffnet worden, und ich habe erkannt, wie blind ich war, wie dumm! Dich liebt er und hat er immer geliebt, aber seine Schwester wollte mein Geld, damit sie ihr Erbtheil herausbekäme, als ob das bei ihm nicht sicher stände. Die ganzen Wochen hat er sich darum gequält und gesorgt, wo er das Kapital, das er nicht auf Wechsel nehmen wollte, herbekäme, und ich bin überzeugt, er wäre längst bei Dir gewesen, wenn diese Angelegenheit ihn nicht so erregt und herumgetrieben hätte. Und es wäre so einfach gewesen — — —“

Frau Rose hielt inne, sie mochte nicht sagen, daß sie ihm natürlich das Kapital leihen werde — bis Thea seine Frau sei — wo er es dann als ihre Mitgift behalten sollte. Köster hatte ihr Anerbieten, ihm die Summe unter denselben Bedingungen wie seine Schwester zu leihen, dankbar angenommen — das übrige erfuhr er jetzt noch nicht.

„Ich habe mich furchtbar geschämt, Thea! Wie konnte ich nur glauben, daß er für mich etwas anderes wie Freundschaft fühle. Ich passe ja gar nicht zu ihm, bin viel zu unwissend für ihn. Nur das Geld hat mir den Eintritt in diese Kreise verschafft, das sehe ich nun wohl ein. Hättest Du mir nur ein wenig Vertrauen geschenkt, ich brauchte nicht so reuevoll auf meinen Aufenthalt bei Frau Lepke zurückzusehen.“

Thea küßte die so rührend klagende immer und immer wieder. Welche Bescheidenheit, welche kindliche Güte und Offenheit sprach aus ihren Worten.

„Ich bin auch des vielen Geldes gar nicht werth,“ fuhr Rose dann wieder fort. „Was habe ich damit bis jetzt gethan? Ich habe denen etwas gegeben, die mich darum gebeten haben, das ist keine Kunst, das thut man schon, um nicht geizig genannt zu werden. Ich habe an äußere Dinge große Summen verschwendet, bin eitel und verschwenderisch geworden in der Sucht, es den Vornehmen gleich zu thun, ja ich habe leichtsinnig und leichtgläubig einem Schwindler vertraut und ihm mehr an den Hals geworfen, als ich einem Bedürftigen je gegönnt hätte. Und glücklich — zufrieden bin ich auch jetzt noch nicht — aber, Thea, es soll anders werden, das hab ich mir gelobt.“

Wie schwer sie an ihrer verschmähten Liebe trug, das verrieth Frau Rose nie mit einem Wort, sie kämpfte es schamhaft nieder, daß warme, große Gefühl, das für sie Köster im Herzen trug. Thea ahnte wohl, was in ihr vorging, aber sie rührte nicht daran, sie war nur liebevoll um die Geingelehrte bemüht, die sich wie ein flügelnahmer Vogel wohligh ins heimische Nest schmiegte.

Wenige Tage darauf kam Köster. Er fragte sich durch das Gewirr von Straßen und Gäßchen durch, bis er vor dem Schulhause stand, dessen oberes Stockwerk Kantor Thomann bewohnte. Sein Klingeln rief den alten Herrn herbei, der beim Oeffnen erstaunt dem fremden Herrn gegenüberstand. Thea war bei Rose, um ihr behilflich zu sein beim Auspacken, und der Kantor wollte sich eben anschicken, ihr zu folgen. Wenige Worte Kösters genügten, Papa Thomann zu verständigen, Thea hatte in ihren Briefen so oft seinen Namen erwähnt, daß er ihrem Vater kein Fremder mehr war. Glückliche, aber ein wenig verlegen lächelnd, gestand er freilich ein, „nicht zu wissen, wie das Mädchel dachte“. Köster aber besaß nicht Geduld genug, um länger zu warten, er drängte zum Aufbruch.

Sie gingen zusammen nach Rosés Wohnung, und wenige Minuten später zog der Kantor dort die Glocke und wechselte mit dem öffnenden Dienstmädchen einige Worte.

Thea, die gerade im Salon beschäftigt war, ein Bild von seiner Schutzhülle zu befreien, stand auf einem Zimmertritt undkehrte den Rücken der offenen Thür zu.

„Komm nur herein, Väterchen“, rief sie mit ihrer klangvollen Altstimme, „Rose ist beim Auspacken ihrer Sachen beschäftigt.“

Thomann rief von der Thür aus:

„Sogleich“, schob aber dann Köster ins Zimmer und schloß die Thür hinter sich.

„Reich mir doch den Hammer, Väterchen, er liegt auf dem Fenster, der Nagel hat sich gelockert“, bat Thea und streckte den weißen Arm, von welchem sie im Eifer den Ärmel zurückgestreift hatte, nach der Richtung des Fensters hin.

Zu ihrem Erstaunen aber wurde dieser Arm von zwei warm pulsirenden Männerhänden fest umschlossen, und eine nur zu wohl bekannte Stimme rief in bewegtem Tone:

„Thea!“

„Um Himmelswillen!“

Mit einem kühnen Satz war sie von der Leiter herunter, aber zwei Arme fingen sie auf und hielten sie fest, es dauerte lange, bis sie sich befreien konnte.

Sie hat später ihrem Gatten oft den Vorwurf gemacht, daß er gar nicht um sie angehalten, sondern ohne zu fragen Besitz von ihr ergriffen habe. Als Rose und der Vater ins Zimmer getreten seien, habe sie freilich gute Miene zum bösen Spiel machen müssen und gethan, als wäre alles richtig zugegangen.

Und Rose? Sie hat sich bis heute nicht entschließen können, Bertholds Treue zu belohnen. Ihr Leben scheint ausgefüllt durch das Kinderheim, welches sie, ihren eigenen Ideen folgend, im Städtchen errichtet hat. Auf dem Grundstück, das sie dazu erwerben mußte, ließ sie auch für sich ein behagliches Haus erbauen, keine prächtige Villa, sondern einen soliden einfachen Bau, der ihren Ansprüchen genügt.

In dem großen Garten, der beide Gebäude gemeinsam umschließt, sieht man ihre behende, zierliche Gestalt sich neben den angestellten Wärterinnen bewegen und hört oft ihr heiteres, frohes Lachen, ihre gütigen Worte erschallen. Sie hat nun eine wahre und echte Freude an ihrem Gelde gefunden, das Glück, Kinderthränen zu trocknen und Kinderaugen strahlen zu machen.

Und wenn im Sommer Thea mit ihren Kindern beim Großvater haust, so sonnt sich Rose neidlos an diesem Familienglück, dessen Zustandekommen ja auch ein wenig ihrem Gelde zu danken ist, denn ohne dasselbe hätte Thea Köster nicht in Rissingen getroffen.

In letzter Zeit hat die junge Frau Sorge um den alternden Vater, der nach seiner bevorstehenden Pensionirung sich durchaus nicht von dem kleinen Städtchen trennen will.

„Sei ruhig“, tröstete Rose, „zu den kleinen Kindern nehme ich auch noch die große in Pflege, laß mich nur machen, ich bringe den Onkel schon zu dem Entschluß, ins Kinderheim zu ziehen.“

Und sie hats auch wirklich erreicht, die kleine Frau.

— E n d e . —

(Nachdruck verboten.)

Ein berüchtigtes Gefängniß.

Von Fred Hood.

Mehr oder minder ist ja jedes Gefängniß berüchtigt; wenigstens glaube ich nicht, daß viele solch ein Haus, in welchem sie unfreiwillig Aufenthalt nehmen mußten, in dankbarer Erinnerung bewahren. Doch ist kein Gefängniß so berüchtigt, als Newgate, das alte Gefängniß der City von London, welches jetzt abgebrochen werden soll. Selbst die Bastille in Paris war nie so verrufen, wie Newgate. Ursprünglich bildete der weite thorartige Bau das fünfte Hauptthor der Londoner Stadtmauer, und das mittelalterliche Newgate, welches sicher älter war, als die Bastille, mag ursprünglich gar nicht als Gefängniß gedient haben.

Unsere modernen Gefängnisse pflegen auch nicht als Luftkurorte angesehen zu werden, aber im Mittelalter dachte man nicht im entferntesten an hygienische Rücksichten beim Bau von Gefängnissen. Heute sind wir uns wenigstens darin einig, daß

nicht jedes Vergehen gleich mit dem Tode bestraft zu werden verdient, darum verlangen wir, daß auch dem Verbrecher das für seine Existenz absolut erforderliche Maß von Licht und Luft gespendet werden müsse. Die Strafe soll nicht das vom Richter festgesetzte Maß überschreiten. Im Mittelalter aber war man hauptsächlich darauf bedacht, starke Gefängnisse, mit hohen, dicken Mauern, eisenbeschlagenen Thüren und dichten Gittern zu erbauen. Die meisten alten Gefängnisse waren Brutstätten des Fiebers, und in dieser Hinsicht wurde Newgate sicher von keinem andern Gefängnisse der Welt übertroffen.

In früherer Zeit waren die Zustände in diesem Gefängnisse so schrecklicher Art, daß selbst die blutigen Schrecken der englischen Monarchie dagegen noch in rosigem Lichte erscheinen. Ein Gefangener des alten Newgate hatte kaum einen rechten Anspruch auf Ernährung, Kleidung und Wärme. Er war auf die Unterstützung seiner Freunde oder die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen, wenn er nicht Geld besaß, um Lebensmittel von seinem Kerkermeister zu kaufen. Auch die Gefängnißkleidung mußte er käuflich erwerben, die Gefängnißverwaltung kümmerte sich nicht darum, wenn ihm auch sein Kleid in Fetzen zerfiel oder bei einer der häufigen Kaufereien im Gefängnisse vom Leibe heruntergerissen wurde. Sehr häufig kam es vor, daß Gefangene infolge der allgemeinen Noth von anderen Sträflingen ihrer Kleidung beraubt wurden. Zwar mußten die Gouverneure von Newgate vor dem Lordmayor schwören, daß sie keine Erpressung gegen ihre Gefangenen ausüben wollten, aber das Amt des Gouverneurs war käuflich und natürlich auch wieder verkäuflich. Der Käufer des Amtes, der also gleichsam sein Kapital im Gefängniß anlegte, hielt sich natürlich für berechtigt, auch Einnahmen aus demselben zu ziehen. Der Gefangene mußte für das Privilegium, im Hotel Newgate Aufnahme zu finden, bezahlen, und für die Vergünstigung, wieder hinausgelassen zu werden, wurde er natürlich noch einmal, und zwar doppelt gerupft. Es war keineswegs ungewöhnlich, daß ein Freigesprochener gegen den Willen der Richter im Gefängniß festgehalten wurde, bis er dem Gouverneur eine angemessene Vergütung für das Logis, sowie die üblichen Gebühren für die Freilassung bezahlt hatte. Im Uebrigen war der Gefangene im schmutzigen Quartier solange willkommenener Gast, wie er noch Geld in der Börse hatte. Auch Schnaps erhielt er, soviel er irgend bezahlen konnte; in Newgate war es gestattet, sich ganz nach Vermögen und Neigung zu betrinken. In dieser Hinsicht konnte man das Haus sogar als ein fideles Gefängniß bezeichnen, denn jedes Opfer mußte nicht nur ein Eintrittsgeld, sondern bei seiner Ankunft auch ein Trinkgeld an seine Mitgefangenen bezahlen, und von der größeren oder geringeren Bereitwilligkeit, von der Freigebigkeit hing die Art der Fesselung ab. Auch bei den leichtesten Vergehen wurde der Ankömmling, damit er leichter gerupft werden konnte, zunächst in Ketten gelegt.

Es giebt eine große Zahl von Urkunden, in welchen dies alles ausführlich geschildert wird. Auch ist aus diesen zu ersehen, wann die mannigfachen Bauausführungen des romantischen Palastes erfolgten. Das mittelalterliche Newgate, also der erste Bau, bestand bis 1422. In diesem Jahre wurde das Haus neu errichtet. Es bestand jetzt unter dem Namen „White Palast“ bis zum Jahre 1666. Infolge der großen Feuersbrunst in diesem Jahre mußte es wieder neu erbaut werden. Das war also schon das dritte Newgate. Zu dieser Zeit gab es, wie aus den meisten Berichten hervorgeht, fünf Hauptabtheilungen. Die reichen Gefangenen kamen natürlich in eine bessere Abtheilung als die armen. Es gab eine Herrenseite für Schuldner, eine Herrenabtheilung für Verbrecher, eine Abtheilung für gewöhnliche Schuldner, eine Abtheilung für gewöhnliche Verbrecher und

die Hofsseite. Auf der Herrenseite der Verbrecher befanden sich der Trinkkeller und die Halle, sowie der Besuchsraum. Die Hofsseite bildete den besten Theil des Gefängnisses. Hier wurden Staatsgefangene und wohlhabende Verbrecher untergebracht, welche für dieses Logis 4000 bis 10 000 Mk. zu zahlen hatten. In den Kasträumen, einem weniger aristokratischen Theil dieser exklusiven Sektion, bekam man aber schon ein Bett für 2,50 Mk. pro Woche. In einer bemerkenswerthen englischen Schrift über das Newgate des 17. Jahrhunderts heißt es: „Die hier eingesperrten Personen sind gewöhnlich diejenigen, welche für die Deportation bestimmt sind, und da sie wissen, daß ihres Lebens hier nicht lange ist, so verwenden sie nicht eine Minute auf die Reinigung ihres Raumes und leben schlimmer als die Schweine. Der Augiasstall würde sich keinen Vergleich mit diesen Räumen gefallen lassen, denn die Gefangenen wurden fast vergiftet durch ihren eigenen Schmutz. Ihre Unterhaltung ist nichts als beständiges Fluchen und Schwören, welches aller Beschreibung spottet, und die Frauen in jedem Raume dieses Gefängnisses sind viel schlimmer als die schlimmsten Männer.“

Der englische Geschichtsschreiber Richard Ford äußerte sich im Jahre 1667 wie folgt: „Nicht nur die Kerkermeister übten Erpressungen aus, sondern auch ihre Untergebenen, die Schließer, die Aufwärter, ja, sogar die Frau des Thürhüters erpreßten Geld von den Gefangenen unter dem Vorwande, ihnen Erleichterungen zu verschaffen und der Drohung augenblicklicher Mißhandlung, wenn die Zahlung verweigert wurde. Trunkenheit, Spiel, Unzucht schlimmster Art herrschten ungehindert im ganzen Gefängnisse.“ Dieser Stand der Dinge änderte sich auch nicht im 17. und 18. Jahrhundert, und selbst während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte Newgate noch mit Recht als das „schlimmste Gefängniß Englands“ bezeichnet werden.

Wahrscheinlich aber war es auch in dieser Zeit noch das schlimmste Gefängniß der Welt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war, infolge der großen Unsauberkeit, der Typhus in Newgate zu einer so großen Geißel geworden, daß der Gemeinderath der Stadt zu der Ueberzeugung gelangte, daß nur ein völliger Neubau dem Uebel ein Ende machen könnte. Im Jahre 1770 legte der Lordmayor den Grundstein zum Neubau des Gefängnisses. Dieser vierte Neubau ist das heute noch bestehende Newgate, welches bald verschwunden sein wird.

Der Typhus, welcher in diesen Mauern herrschte, hatte schon seit Jahrhunderten große Verheerungen angerichtet; das Gefängniß war fast immer überfüllt. 300 Unglückliche beiderlei Geschlechts, schlecht ernährt und oft mit übelriechenden Lumpen bedeckt, hausten auf dem engen Flächenraum zusammengedrängt. Es gab keinen Gefängnißarzt, überhaupt Niemanden, der irgend für die Sauberkeit zu sorgen hatte. Die Gefängnißbevölkerung wurde täglich noch durch eine Schar von Besuchern vermehrt, zweifelhaften Individuen, Freunden und Helfershelfern von Dieben, welche freien Zutritt zu allen Theilen des Gebäudes fanden. Die Zahl der Inzassen in den schmutzigen, nie gelüfteten Zellen war stets übermäßig groß. Von Ventilation konnte keine Rede sein; die Fenster gingen größtentheils auf dunkle Gänge hinaus und in manchen Theilen war es so dunkel, daß man den ganzen Tag über Fackeln benutzen mußte. Bei solchen Zuständen mußte der Typhus, über dessen Wesen man sich natürlich nicht klar war, weite Verbreitung finden. Die Gefangenen trugen den Ansteckungskeim mit heim in den Schoß ihrer Familie, sodaß die Krankheit über Dörfer und Städte verschleppt, und auch das Meer und die Marine vom Typhus heimgesucht wurde. Im Jahre 1750 wurden einige hundert Untersuchungsgefangene in zwei engen Räumen des Gefängnisses zusammengepfercht. Sie

verschleppten die Krankheit in den Gerichtssaal, und bald darauf erkrankten der Lordmahor, vier Richter und 40 andere Personen, welche fast sämmtlich der schrecklichen Krankheit erlagen. Nur drei Personen wurden gerettet.

Wenn ein Gefängniß die Aufgabe zu erfüllen hat, bessernd auf die Gefangenen einzuwirken, so hat Newgate diese Aufgabe sicher am wenigsten erfüllt. Da die Verbrecher hier ganz ungehindert unter einander, wie auch mit ihren auf freiem Fuß befindlichen Komplizen verkehren konnten, so bildete das Gefängniß den günstigsten Ort, um weitere Thaten zu besprechen, oder vorzubereiten; nein, das Gefängniß begünstigte sogar geradezu die Ausübung von Verbrechen. Es bot vortrefflich geeignete Räume oder dunkle Nischen, um die eingeschmuggelten oder gestohlenen Waaren zu verbergen; es wurde in den düsteren Zellen falsches Geld gemünzt, und die Helfershelfer kamen, um es in Empfang zu nehmen und draußen in Umlauf zu setzen. Daß auch die Besucher des Gefängnisses fleißig bestohlen wurden, braucht kaum noch betont zu werden. So sah es noch im 18. Jahrhundert in diesem Gefängniß aus.

Im Jahre 1780 wurde das Gefängniß von einer Volksmenge, mit dem Genker Dennis an der Spitze, gestürmt, in Brand gesetzt und geplündert. Die Gefangenen wurden befreit. Es mußte Militär aufgeboten werden, und erst nachdem viel Blut vergossen worden, konnte der Aufstand niedergeworfen werden.

Auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschten, wie ich oben schon betonte, noch unglaubliche Zustände in Newgate. Untersuchungsgefangene wurden mit schweren Verbrechern, ja sogar mit solchen, die bereits zum Tode verurtheilt waren, zusammengepfercht. Das galt von den männlichen wie von den weiblichen Gefangenen. Die Männer pflegten sich auf den Tod durch große Trinkgelage vorzubereiten. Die Nahrung wurde in so unzureichender und sorgloser Weise vertheilt, daß viele den Hungertod starben. Von einer Thätigkeit im Gefängniß war immer noch keine Rede; die Behörden entschuldigten sich damit, man könne den Verbrechern keine Werkzeuge in die Hand geben. Im übrigen wurden die Gefangenen nach wie vor zum Zweck der Erpressung gefesselt. Endlich im Jahre 1813 begann die edle Elizabeth Fry, welche der Sekte der Quäker angehörte, in der Frauenabtheilung Reformen durchzuführen. Während bis dahin die Frauen unter männlicher Aufsicht standen, wurde jetzt eine Hausmutter angestellt, es wurde eine Strick- und Handarbeitsklasse eingerichtet. Die Wirkung dieser Thätigkeit war überraschend.

Der Lordmahor, die Scheriffs und Aldermänner folgten einer Einladung nach der Frauenabtheilung und ihr Erstaunen war grenzenlos. Die Frauen saßen bei der Arbeit, während eine der Damen ihnen ein Kapitel aus der Bibel vorlas. „Ihre Aufmerksamkeit während des Lesens, ihr ordentliches und ruhiges Benehmen, ihre anständige Kleidung, das Fehlen jedes Tumults, Lärms oder Streites, der Gehorsam und Respekt, den sie zeigten, und ihr heiterer Gesichtsausdruck erregten das Erstaunen und die Bewunderung ihrer Besucher. Viele derselben kannten Newgate und hatten nicht die schmerzlichen Eindrücke vergessen, die sie auf diesem Schauplatz der äußersten Grenze von Elend und Schuld empfangen.“

Aber bald stand es in Newgate genau so traurig wie zuvor, obwohl sich auch das House of Lords und das House of Commons durch eingehende Berichte über die Verwaltung des Gefängnisses unterrichten ließen. Daß die Korruption bis in unsere Zeit hineinreichte, zeigt uns unter anderm auch ein Bericht zweier Gefängnisinspektoren aus dem Jahre 1836. Wir erfahren da z. B., daß der damalige Gouverneur Cope, wenn einmal die Gefangenen minder zahlreich waren, die Praxis übte, die eine

Hälfte des Gefängnisses ganz zu schließen, um die Gefangenen in der anderen Hälfte hübsch beisammen zu haben. Sträflinge, die das Bedürfniß fühlten, sich zu waschen, benutzten zu diesem Zweck einen Wasserhahn auf dem Hofe; denn im ganzen Hause fehlten die erforderlichen Einrichtungen. In jedem Raum fungirte ein Sträfling als Wärter, verfügte über die Borräthe an Lebensmitteln und übte natürlich gegen seine Mitgefangenen Erpressungen aus. Der Gouverneur sah seine Gefangenen fast niemals. Spiele, Ausschweifungen, lauter Streit, Unterhaltungen über verbrecherische Thaten, füllten den ganzen Tag aus. Für die Beschäftigung der Gefangenen wurde nichts gethan. Männliche und weibliche Personen konnten sich gegenseitig im Gefängniß unter den wichtigsten Vorwänden besuchen und aus einer benachbarten Schenke brachte ein Bursche Bier in unbegrenzter Quantität.

In Wahrheit gelang es erst im Jahre 1880, das schlimmste Gefängniß der Welt zu reformiren; denn in diesem Jahre wurde es ganz verlassen, nachdem bereits im Jahre 1852 das neue Gefängniß in Holloway eröffnet war. Heut ist Newgate ein leerer, unheimlicher Kasten, der mit Vorliebe von Leuten besucht wird, welche das Gruseln erlernen wollen. Bald werden die von Schmutz und Blut besleckten Mauern niedrigerissen sein, aber die schreckliche Geschichte dieses Hauses — einer der großen Schandflecken Englands — wird sobald nicht vergessen sein.

(Nachdruck verboten.)

Nischenbrödel.

Novellette von B. Gerwi.

„Wieder ein neuer Ankömmling, Mama,“ jubelte die jüngere Tochter der Generalin Kerkow, die kleine, blonde Sophie, die nach russischer Bezeichnung Sonia genannt wurde. Sie stand in der Veranda des eleganten Schweizer Hotels auf den Höhen des Engadin und musterte die soeben vor das Portal fahrende Equipage. „Noch der einzige Trost in dem schrecklichen Wetter, die Gäste zu studiren und sich, je nach Gefallen, mit ihnen bekannt zu machen.“

Das kleine Näschen reckte sich dabei etwas hochmüthig in die Höhe. „Oh, chère mère, es scheint ein reizender Mensch zu sein, bleich, interessant, einen Flor um den Arm; wenn Olga den sieht, wird sie gleich das „ süße Gesicht“ in mitleidige Falten legen, und alles thun, sich als Trösterin anzubieten, — würde in diesem Fall vielleicht sogar lohnen . . . einzelner Diener, scheint italienische Physiognomie, prachtvolle Koffer, Suchten mit Silberbeschlag, großes Monogramm und er sieht gerade hierher.“ Sie trat zurück.

„Nach Deine Bemerkungen nicht so laut, Sonia“, tadelte die Generalin, eine stattliche, gut konservirte Dame in elegantester Morgentracht, „überhaupt sei nicht auffällig, c'est tout-à-fait mauvais genre; wo ist übrigens Olga?“

„Sie promenirt mit der neu aufgegabelten Bekanntschaft, dem Pariser Cousin, ich glaube, chère mère, Du hast Dir diese Verwandtschaft mehr eingeredet, mir ist er unerträglich; eigentlich hat er doch die Manieren eines Clowns, weißt Du, sie nennen ihn im Hotel: little Todd.“

„Das verstehst Du nicht, Kind, er macht nur die Mode mit; es ist jetzt comme il faut, für den Reiter-sport zu schwärmen, gönnen wir dem Jüngling seine Niesenquadrate in der Kleidung, die Zodeimilche und den parfum d'écurie — eine gute Partie ist er doch; übrigens liefen seine Pferde beim Derby wieder grandios, er zeigte mir die Depeschen.“

„Mama,“ — dem übermüthigen Mädchen bligten die Augen vor Schalkheit — „das gäbe doch eine herrliche Badekur für Dich ab, wenn Du ohne Töchter nach Nowarow zurückkehren könntest, Olga als Madame de Pierrefonds in Paris zurücklassend, mich armes, kleines Geschöpf auch als Beute irgend eines Frauenjägers, mag er aussehen, wie er will, wenn er nur von Familie ist und Geld hat, — Du böse Mama würdest sogar den alten Oberst mit der rothen Nase als Schwiegerohn annehmen!“

„Schreckliches Kind,“ seufzte die Generalin und ließ das Journal, in dem sie geblättert, sinken.

„Vielleicht werde ich mich,“ sprach Sonia, „für den neuen Gast mit dem italienischen Bedienten und den silbern beschlagenen Zuchtenkoffern interessiren, jedenfalls werde ich zum Diner die beiden Chassepots hier“ — sie zeigte auf die bligenden Augen — „gehörig mit Munition versehen, auch die neue maisgelbe crêpe de chine-Toilette wird ins erste Treffen geführt und wenn sich noch keine günstigen Folgen zeigen, kommt abends beim Souper ein Bombardement . . . o, Mama, da arrangirst Du einen kleinen Ball, auf dem wir unsere Grazie und die kleinen Füßchen zeigen können, oder ein kleines Konzert, bei dem ich mit der göttlichsten Kunst auf Erden“ — hier imitirt sie das Organ der Generalin — „der sublimen Musik glänzen kann . . . sag', liebe Mutter, habe ich meine Lektionen gut gelernt, bin ich Deine geschickte Tochter?“

„Sophie, genug der Dummheiten —“ ein zorniger, kalter Blick begleitete die Ermahnung.

„Ja, umsonst, liebe Mama, habe ich den großen deutschen Dichter nicht gelesen: „Und was ich fühle, spreche ich mächtig aus“ — Olga ist anders geartet, der Maulwurf bohrt im Stillen und kommt er dann plötzlich ans Tageslicht, und sieht, was passiert, dann funkeln die grünen Augen, aber zucken vor Erstaunen mit keiner Wimper — ah, — da sind ja die Spaziergänger . . .“

Die Generalin begrüßte die älteste Tochter aufs Bärtlichste.

Olga, eine wunderschöne Blondine mit thatfächlich grünlich schimmernden Nigenaugen und kaltem, hochmüthigem Ausdruck betrat am Arme eines elegant aber stutzerhaft gekleideten jungen Mannes die Veranda. Ihr hochgeschürztes, absynthfarbenedes Tuchkleid, das mit weißen, breiten Bordüren geschmückt war, ließ reizende kleine Füßchen in gleichfarbigen Tuchstiefelchen sehen; die deutliche Spuren des schlechten Wetters trugen.

„Wir kommen von der Alpina,“ rief sie den Damen entgegen, „die Luft war wirklich wundervoll, die Pariser Rothschüld's waren auch da, Cousin Henry kennt sie, begrüßte sie sogar; denke nur, Mama, die Baronin in einem einfachen, grauwollenen Kostüm, ohne jede Garnitur, natürlich sehr chic, aber einfach graue Wolle“. Dabei hatte sie die kleine Regenwettermütze abgelegt, die blonden Töchter geordnet und sich in einen Schaukelstuhl geworfen. — Henry de Pierrefonds hatte der Tante die Hand geküßt und ihr einige auserlesene Exemplare von Riesen-Marguerites überreicht, wie sie eben nur auf den Schweizer Bergen wachsen. „Am Abgrund für Sie gepflückt,“ sagte er in affektirter Art. Sonia kam näher.

„Das versprochene Edelweiß habe ich noch immer nicht erhalten, Cousin, zu der Höhe haben Sie sich wohl noch nicht aufgeschwungen; ich möchte Ihnen rathen, lassen Sie doch Ihre Fatiniça, die beim Grand prix leider geschlagen wurde, den Kurs dort hinauf nehmen, dressiren Sie sie auf Edelweiß, es wäre herrlich, es wäre erhaben.“

Pierrefonds starrte die kleine Spötlerin ziemlich dumm an; sie wandte sich lachend um, ergriff das Buch, das auf dem Tische lag, und sagte: „Nun seid ein bißchen still, ich muß heute den Roman zu Ende lesen . . . ach, Olga, wenn Du wüßtest!“ . . .

Die Frühstückstunde nahte, über ihr Buch hinweg blickte Sonia oftmals forschend nach der Eingangsthür; aber immer vergeblich, der Erwartete kam nicht. Als die Gäste des Hotels sich zusammensanden, erschien auch ein junges, schlankes Mädchen im einfachen hellgrauen Kleide, das glatt gescheitelte braune Haar am Hinterkopfe in einen dicken Knoten geschlungen. In dem schönen, regelmäßigen Gesicht lag ein Zug von Melancholie, die braunen Augen blickten besonders schwermüthig. Sie trug ein kleines Handarbeitskörbchen, ging zur Generalin, die ihr die Hand zum Kusse reichte und begrüßte dann die Schwestern. Ja, ihre Schwestern, auch sie, Claire von Kerkow, war die Tochter des verstorbenen Generals aus erster Ehe. Ihre Mutter, eine hervorragende deutsche Sängerin, in die sich der General heftig verliebt hatte, war bei ihrer Geburt gestorben. Sie wurde bei dem Bruder der Dahingegangenen, einem Professor in München, erzogen, in vollständig deutscher Sitte und Art mit unaussprechlicher Liebe und größter Sorgfalt, namentlich die musikalischen Talente waren von ersten Kräften herangebildet worden.

Die zweite Gemalin des Generals erklärte sich seinerzeit ganz damit einverstanden, die Stieftochter nicht im Hause zu haben; erst als der alte Herr schwer, hoffnungslos erkrankte, bat er sich seine Claire zur Pflegerin aus und bestimmte in seinem Testament, daß sie ganz wie die anderen, als seinem Herzen Nahestehende behandelt werden sollte. Es sah nun allerdings nicht so aus, als befolgte die Generalin die Wünsche des vor einem Jahre dahingegangenen Gatten. Wer die anmuthige Claire beobachtete, wie sie für die Stiefmutter und deren Töchter zu sorgen hatte, mit wie wenig Rücksicht sie behandelt wurde, der hätte sie weit eher für eine besser gehaltene Dienerin, für eine ziemlich in Anspruch genommene Gesellschafterin, als für eine gleichberechtigte Tochter des Hauses angesehen. Zur Generalin sagte sie Madame und diese ihre Mutter hatte noch nie eine andere Bezeichnung von ihr verlangt.

Dafür hatte Henry Pierrefonds ihr selbst einen Beinamen gegeben, der gut für sie zu passen schien. Er nannte sie Cendrillon, Aschenbrödel. Ueber ein Jahr war sie bei den Verwandten und erfüllte damit einen Wunsch ihres Vaters, der gern ein innigeres Verhältniß angebahnt hätte. Mit den Stiefschwestern hatte Claire nichts gemein, als die zierlichen Hände und Füße, die sie auch genugsam zum Wohle und zur Unnehmlichkeit der Thren rühren mußte. Von ihrer Mutter hatte sie die reizende, äußere Erscheinung, die vollendete weibliche Anmuth und die große Liebe zur Musik geerbt, dagegen fehlte ihr der Wunsch, ihre hervorragende Begabung in den Dienst der öffentlichen Kunst zu stellen. Ihre Lebensauffassung, ihr Temperament, ihre Bescheidenheit hinderten sie, den verlockenden und doch so schweren Weg zur Bühne zu betreten. Weisestunden waren es jedoch für sie, wenn sie ungestört am Klavier sitzen konnte, um Zwiesprache mit ihren geliebten, alten Meistern zu halten, ihre Richtung war die ernste, klassische Musik, sie verstand sie, und gab sie vollendet wieder. Noch reizvoller als ihr Spiel war ihr Gesang. Beides kam in dem Hause der Generalin wenig zur Geltung, denn dort wurde nur die Muse der leichten Unterhaltungsmusik, der Operette, der Chansons, freundlich zum Verweilen eingeladen. Claires Musik war den Kerkows einfach langweilig und sie sagten ihr das bei jeder Gelegenheit. Sonst aber nahmen sie die uneigennützig dargebrachte Geschicklichkeit ihrer Feenhände gern an, und wenn auch die Generalin ein ganz beträchtliches Erbtheil bekommen, so war bei der Unordnung und Verschwendungssucht dieser Damen jede Erleichterung annehmbar.

Auch bei dem Frühstück bediente Claire die Stiefmutter in liebenswürdigster Art. Man hatte von der Ankunft eines neuen

Gastes gesprochen, der dem „Hotel au Lac“ ganz besonderen Glanz geben würde. „Es soll ein wirklicher Prinz sein,“ erzählte der dicke Bankier Falk aus Süddeutschland, und die etwas verblühte Frau Konsul Bart aus Breslau, die immer Alles ganz genau wußte, hatte auch heute schon ganz genau erfahren, daß es der Principe Alberto Pallavicini sei, aus einem alten Adelsgeschlecht, der seine Studien in Bologna absolviert und jetzt nach dem Tode der Mutter große Reisen mache, um seinen Kummer zu betäuben und sich wahrscheinlich eine ebenbürtige Gemahlin zu suchen.“

„Die Pallavicinis haben schon oft nur nach Neigung geheirathet,“ sagte Madame Tosti, eine junge Wittve aus Livorno, „wir wohnten mit ihnen ein Zeitlang an der Riviera; diese, jetzt gestorbene Mutter, soll den Sohn vergöttert haben.“

„Daher sieht er auch nun so unglücklich, so ernst aus,“ erklärte Sonia.

„Wo hast Du ihn denn gesehen?“ fragte Olga, und die grünen Augen funkelten vor Neugierde.

„Ich traf ihn morgens auf der Treppe,“ log die Kleine, „o, er war sehr höflich, ich glaube, er könnte mir gefährlich werden.“

„Oho,“ brumnte der dicke Oberst am Ende der Tafel.

Nach dem Frühstück vertheilten sich die Gäste. Olga ging in das Direktionszimmer des Hotels unter dem Vorwande, in der Fremdenliste etwas nachzuschlagen. Bald war sie mit dem Direktor, der die Stelle des Hotelwirths versah, in lebhafter Unterhaltung und hatte nicht vergeblich versucht, den jungen Mann mit ihrem süßen Lächeln und ihren Nixenaugen überaus gefügig zu machen. „Also ein neuer, vornehmer Gast, ein italienischer Prinz,“ sagte sie eben, wie beiläufig, „ach, wenn ich doch auch einmal das feine Italienisch so recht aus bester Quelle vernehmen könnte, haben Sie den Fremden bei Tisch schon plazirt?“

Nach einem Weilchen wurde sie von der jungen Wittve aus Livorno abgelöst, die den Direktor persönlich sprechen wollte, um ihm die Ankunft einiger ihrer Verwandten für die nächste Woche anzuzeigen. Nachdem Olga sich entfernt hatte, erzählte die Wittve dem über die auffallende Diebenswürdigkeit erstaunten Hoteldirektor, wie ihre Familien mit denen der Pallavicinis sehr intim wären, und daß er sich unbedingt freuen würde, sie bei Tisch in seiner Nähe zu sehen.

„Ein wirklicher Prinz also“, fragte der dicke, süddeutsche Bankier, „bitte, Zigarre gefällig — habe noch nicht neben einem wirklichen Prinzen gegessen, möchte mir Spaß machen, bitte, bitte, nehmen Sie nur, sind ganz echte, direkt importirt!“

Der ahnungslose Gegenstand dieser Vorstellungen saß inzwischen in seinem Salon mit dem Ordnen seiner Effekten beschäftigt. Briefe, Papiere, Bilder waren auf dem Tisch ausgebreitet, ein sympathisch vornehmer Frauenantlitz stand in schwerem Rahmen vor ihm, — man sah es an der Nehnlichkeit, es mußte das Bild seiner Mutter sein. Er betrachtete es in tiefer Bewegung.

„Dich, Dein Angedenken soll ich vergessen lernen, madre mia“, sagte er leise, „ob das wohl möglich ist, ob der Schmerz der Trennung wohl zur Ruhe gebracht werden kann? Natur und Kunst, diese beiden mächtigen Trösterinnen, habe ich zu Hülfe gerufen, vergeblich, viele Monate sind dahin, daß Deine geliebten Augen sich geschlossen und immer denke ich Deiner letzten Worte: Eine andere Liebe wird Dich das Glück des Lebens lehren, andere, jüngere Hände werden Dir lieblosend über Deine Stirn und Waden fahren, eine süßere Stimme wird Deinen Namen rufen, mein Alberto, Du wirst Dich nicht nur vom Neukeren blenden lassen, sieh vor allem auf das Gemüth derjenigen, die

Dein Weib werden soll, bei den deutschen Frauen wirst Du es zuerst finden. . . .“

Nun war er viel in der Welt herum gewesen, in den Hauptstädten, in den Bädern, auf dem Meere, überall hatte er schöne und kluge Mädchen gefunden, glutäugige Landsmänninnen, pikante Französinen, blonde, vornehme Töchter Albions und Deutschlands, er war noch immer zu erregt gewesen, um mit ruhigen Augen zu prüfen, hier oben in dem herrlichen Höhenenthal wollte er Erholung und Ruhe suchen, die Majestät der Bergnatur, die Riesengletscher mit ihren tosenden Wasserfällen, die dunklen Arvenwälder, die blumigen Matten mit der reinen, balsamischen Luft, diese sollten ihn aus kleinlichem Menschenleid erheben, sollten ihm Frieden bringen. Weit auf hatte er gehatmet, den Hut vom lockigen, braunen Haar gerissen und die Stirn dem Alpenwinde geboten, als er die Höhen auf der wunderbaren Kunststraße hinauffuhr, immer neben sich den schäumenden, stets kleiner werdenden Fluß, dicht vorbei an dem Abgrund, den leuchtenden Schneespitzen entgegen. Sie schienen ihm zu winken, die glänzenden, blendenden Zacken und leuchtenden Felder: „Komm nur in unsere Nähe, hier wirst Du finden, was Du suchst, wir wehen Dir Kühlung und Ruhe in die Brust, hier beim ewigen Schnee verstummt irdisches Klagen, komm nur.“ Er schloß die Augen. „Wie im Märchen ist“, sagte er leise und ließ seiner Phantasie freien Lauf. Endlich zur Dinerstunde war das allgemeine Sehnen gestillt. „Principe Alberto Pallavicini, Milano“, so hatte er sich in das Fremdenbuch eintragen lassen, und verbindlich, jedoch ernst hatte er sich vor der Tischgesellschaft verneigt, als er den Speisesaal betrat. Aber mehrere Tage waren vergangen, ehe er sich einigermaßen behaglich in der ihm fremden Gesellschaft gefühlt und Verbindungen angeknüpft hatte. Seine beiden Tischnachbarrinnen, Madame Tosti und Olga von Kerkow, hatten trotz der verführerischsten Toiletten und der ausgesuchtesten Kofetterie nichts weiter erreicht, als kühle Höflichkeit und jene wenigen Phrasen, wie sie in Hotels bei Tische üblich sind. Sonia saß dem Prinzen gegenüber, neben ihr Claire.

Die Kleine war nicht müde geworden, die Aufmerksamkeit des interessanten Italieners auf sich zu ziehen, er schien sie endlich mehr als Backfischchen zu behandeln und sprach öfter mit ihr, dabei häufig seine schwärmerischen Augen auf Claire richtend, die bei Tische ziemlich still war.

Der erste, schöne Nachmittag war gekommen. Die Gäste athmeten auf, die Mehrzahl hatte sich die Wagen bestellt, um Ausflüge zu machen. Pierrefonds hatte eine Fahrt nach dem weißen See vorgeschlagen, die angenommen worden war.

„Wir sind gerade vier“, sagte die Generalin in ihrer gewohnten Rücksichtslosigkeit, „Claire, Du machst Dir wohl nichts aus der Mitfahrt?“

„Ich möchte den Nachmittag musizieren, wenn es im Hotel leer ist“, antwortete das Mädchen, „wenn Sie gestatten, bleib' ich zu Haus.“

Prinz Alberto sah sein Gegenüber aufmerksam an, sie hatte nicht den eigenthümlichen Stimmenklang der Kurländerinnen, besaß auch nicht die üble Angewohnheit der Thren, die Unterhaltung in verschiedenen Sprachen zu führen, sie sprach dasselbe reine Deutsch — es fiel dem jungen Edelmann wohlthuend auf —, daß er von seiner Mutter kannte.

„Das ist so ihre Passion,“ lachte Sonia und zeigte die Kleinen, weißen Zähne und die feinen Grübchen, gleichzeitig reichte sie dem Prinzen eine selbstgeschälte Pfirsich, „stundenlang kann sie nämlich vor dem Flügel sitzen und spielen. Wenn es nur nicht immer so viel langweiliges Zeug wäre, alle die schweren, deutschen Musiker . . . hu, entsetzlich, die ewig langen Sonaten besonders, da lob' ich mir die Italiener,“ eine volle Ladung traf den Prinzen, der gleichmüthig die Frucht verzehrte, „da

sind Harmonien, Melodien, die man im Ohr behält, zum Beispiel — „Um stets heiter und glücklich zu leben“,“ begann sie zu summen.

„Sonia!“ Ein tadelnder Blick der Mutter traf sie.

„Da hast Du gleich den Unterschied, liebe Mutter,“ entschuldigend sie sich, „bei der langweiligen, deutschen Musik rührt sich Nichts in mir, und wenn ich nur an die italienische denke, kann ich nicht ruhig bleiben. Cousin Henry, für den Abend bestellen Sie mir bei der Kapelle meine himmlischen Verdi's, Donizetti's und Rossini's, na, allenfalls Bizet lasse ich noch gelten,“ und kräftig trommelten die unruhigen Fingerchen auf dem Damasttisch Tuch deutlich die Melodie „Die Liebe vom Zigeunerstamm, sie fragt nach Reichtum nicht, nach Macht.“ Nach einer halben Stunde rüsteten sich die Vergnügungslustigen.

„Schließe alle Schränke, liebes Kind,“ ordnete die Generalin an, „ich weiß, Dir kann ich am meisten vertrauen.“ Das hochmüthige Lob sollte das Mädchen für die Spazierfahrt entschädigen.

Aus dem davonrollenden Wagen nickten sie ihr dann zu, Pierresonds küßte seinen Hut und sagte: „Biel Vergnügen daheim, Cendrillon, hoffentlich kommen die Tauben und leisten Ihnen Gesellschaft.“

„Nun kommt mein Vergnügen,“ dachte die schöne, stille Claire, holte sich aus ihrem Zimmer die Noten, steckte sich eine schöne, aufgeblühte Rose in die Taille, wie um sich für Feiertagen zu schmücken, ging in den Musiksalon, dessen Fenster sie schloß, um dann vor dem prächtigen Flügel, der in der Mitte des elegant eingerichteten Raumes stand, Platz zu nehmen.

Wie selten in ihrem pflichterfüllten, unruhigen Leben wurden ihr jetzt solche Wehestunden zu Theil, ihre braunen, warm leuchtenden Augen glänzten heller, die Hände glitten über die Tasten; bald hatte sie sich in ihr Spiel so vertieft, daß sie Alles um sich her vergaß und es auch nicht merkte, wie die Thür des Musiksalons leise geöffnet wurde und der Prinz Alberto auf den Fußspitzen hineingekommen war, der sich dann in einer entfernten Ecke niedergelassen hatte. Stunden waren vergangen, die junge Künstlerin hatte den Platz am Klavier noch nicht aufgegeben und auch der Prinz sich nicht fortgerührt. Außerlich bewegungslos, in seinem Innern aber tief erregt durch die Macht des wunderbaren Spiels, saß er in der Ecke des Divans, den Kopf auf die feine Hand gestützt, und lauschte den Harmonien und Klängen. Die Appassionata, die As-Dur, ein Satz aus der wunderbaren C-moll-Symphonie, eine Blüthenlese der großartigsten, herzbewegenden Kompositionen, die je einem Titan in der Musik gelungen sind, waren ihm erklingen. Oft war es ihm unglaublich, daß die anscheinend so zarten Hände mit so viel Kraft und Ausdauer das Instrument bewältigten, ein andermal glaubte er, noch nie so innige, so süße, so seelenvolle Töne gehört zu haben. Alle Empfindungen, die ein fühlendes Menschenherz bewegen — Liebe und Groll, Zorn und Milde, dahinstürmende Gluth, Verzweiflung, Hoffnung hatte die Spielerin aus den Tasten hervorgezaubert; das war nicht mit den Händen, das war mit dem Herzen, mit einem ringenden, oft verzweifelnden Herzen gespielt.

Nun saß sie ein Weilchen still vor dem Klavier, die Hände lagen ermüdet im Schoß, die Augen starrten vor sich hin, ein tiefer Seufzer hob ihre Brust. Wie gern wäre der einsame Darscher aufgesprungen, hätte die kleinen, ermatteten Hände an seine Lippen geführt und ihnen den heißen Dank gespendet, den er empfand, aber nein, er durfte sich nicht verrathen, er durfte das Glücksgefühl des Mädchens, endlich einmal allein zu sein, endlich einmal alles ausströmen zu lassen, was sie bewegte, nicht stören und verletzen. Schon wollte er ebenso leise, wie er gekommen, den Musiksaal verlassen, da hatte sie sich erhoben, unter den Noten

gesucht und wieder ihren Platz eingenommen. Nun begann sie zu singen mit klangvoller, warmer, schöner Altstimme — Lieder von Schumann und Mendelssohn, und jetzt schlug sie einen neuen Band auf.

„Mein Liebling“, sagte sie halblaut, „wie lang hab ich Dich nicht gesungen, — seitdem ich den geliebten Vater verloren . . .“ Einfache, einleitende Takte erklangen, ein stimmungsvolles Rezitativ und dann begann sie mit unglaublicher Innigkeit den verzweiflungsvollen Klagegesang des Orpheus um seine Eurydice. „Ach, ich habe sie verloren, all mein Glück ist nun dahin.“ So tönte es, wie von unterdrücktem Weinen getragen, durch den Raum. Alle Vereinsamung, alles Leid, aller Kummer um den Dahingegangenen strömte aus in den herzbewegenden Tönen. Unbekannt waren dem ergriffenen Hörer die Worte gewesen, unbekannt die Musik, aber sie fanden den tiefsten Widerhall in seiner Brust, er lauschte ihnen, als ob es ein Selbstgespräch seines eigenen Mundes, ein Erschließen seines eigenen Herzens sei, zum ersten male, seitdem die heiß geliebte Mutter die Augen geschlossen, konnte er weinen . . . schwere, brennende Thränen rannen ihm die Wangen herab, in den braunen Bart.

Ach, ich habe sie verloren,

All' mein Glück ist nun dahin,

so summt er es leise mit, „wer bist Du, wunderbares Mädchen, daß Du so mein Inneres ergreift“, er hätte sie in die Arme nehmen, mit ihr Klagen mögen, denn er sah beim letzten ins Zimmer fallenden Schein der Abendsonne, daß auch sie tief bewegt war und Thränen ihre Augen füllten.

„Ist es nur die Musik gewesen, die so auf mich wirkte“ — fragte er sich, als er leise den Musiksaal verlassen und einsam in den Anlagen herumwandelte, „oder hat das reizende, mir vom ersten Augenblick an so sympathische Mädchen ihren Antheil daran?“

Zum ersten male seit langer Zeit geschah es, daß er sich mit leichterem, freierem Gemüth zur Ruhe begab und sich auf den folgenden Tag freute. Die Generalin war erschöpft und leidend von der Partie zurückgekehrt, blieb in ihren Zimmern und hielt es für ziemlich selbstverständlich, daß Claire ihr Gesellschaft leistete, ihr vorlas und sich jeden Moment zu etwas Neuem bereit finden ließ, während Olga und Sonia ungestört ihren Vergnügungen nachgingen. Madame Lotti, die junge Wittve, die Claire ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte, war es in den nächsten Tagen nicht entgangen, daß des jungen Prinzen Augen aufleuchteten, sobald die Stieftochter der Generalin ihren Platz ihm gegenüber eingenommen hatte. Er suchte wiederholt, sie in bescheidener Weise ins Gespräch zu ziehen und schien enttäuscht, wenn sie, als erste, sich erhob, um ihren Pflichten bei der leidenden Stiefmutter zu genügen. Heute war sie etwas länger als gewöhnlich geblieben, man hatte viel über Musik gesprochen und eine der Damen hatte den Anfang eines schönen Gedichtes zitiert, das in so beredten, innigen Worten die Macht der Musik geschildert:

Wer einsam steht im bunten Lebenskreise
Und, was das Leben theuer macht, verlor,
Wie hebt sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus ferner Jugendzeit sein horchend Ohr.

Weiter wußte sie es zu allgemeinem Bedauern nicht zu sagen, auch nicht den Verfasser zu nennen. „Es ist von der Herzogin Helene von Orleans gedichtet“, sagte Claire, als niemand näheres mittheilen konnte, „man erzählt, daß sie, die deutsche Fürstentochter, sich anfangs in Frankreich so unglücklich gefühlt hätte, und daß das Gedicht in jener Zeit entstanden sei.“

„Kennen Sie es vollständig, Mademoiselle,“ fragte der Prinz und sah Claire erwartungsvoll an.

„Ich glaube wohl.“
 „D, sagen Sie es uns,“ hat er und auch die Andern stimmten ein.

Ohne sich zu zieren, wiederholte sie nun die ersten vier Verse und fuhr dann mit ihrer tiefen, melodischen Stimme fort:

Willkommen, Töne, Eures Hauches Fächeln
 Weckt eine schlummernde Gedankenwelt,
 Berweinte Augen lernen wieder lächeln,
 Die düst're Stirn wird plötzlich aufgehell't.
 Der Zephyr, der in reichen Blüthendüften
 Des Orients sich hin und her gewiegt,
 Verbreitet Balsamhauch noch in den Lüften,
 Wenn schon die Blume welk am Boden liegt.
 So lebt, ist auch der Traum des Glücks entschunden,
 Erinnerung im Hauche der Musik —
 Ein kleines Lied aus jenen bess'ren Stunden
 Bringt uns die alte Seligkeit zurück.
 Musik, Du Mächtige, vor Dir entschwindet
 Der armen Sprache ausdrucksvollstes Wort,
 Warum auch sagen, was das Herz empfindet,
 Tönt doch in Dir die ganze Seele fort.
 Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
 Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit,
 Musik allein hat nie ein Herz betrogen
 Und viele tausend Herzen hoch erfreut.

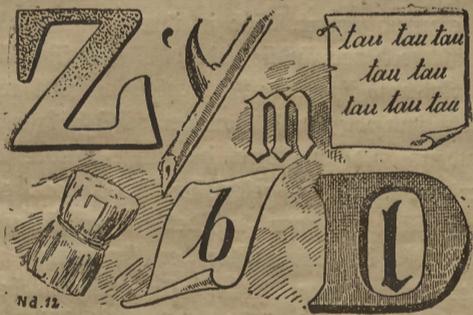
Lauter Beifall lohnte den ungekünstelt schönen Vortrag, Prinz Alberto hatte sich erhoben und stumm dankend verneigt, allgemeiner Dank erfolgte.

„D, Sie entschuldigen, es ist spät geworden,“ entzog sich Claire den Lobspenden und sprang auf.
 (Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Wortspiel.

Es sind 8 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Wort zu bilden von der Bedeutung unter b. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die bei den Wörtern unter b neu eingefügten Buchstaben einen Zeitabschnitt.

- | | |
|--------------------|------------------------|
| a. | b. |
| 1. Empfindung | — Charakterzug. |
| 2. Edles Gewächs | — Gewand. |
| 3. Fremdes Nuthier | — vulkanische Masse. |
| 4. Gebirge | — innerer Körpertheil. |
| 5. Nahrungsmittel | — Theil des Gedichts. |
| 6. Getreide | — Hausgeräth. |
| 7. Deyd | — Blume. |
| 8. Gebirgswiese | — Körperheil. |

Geheimschrift.

Knnstdsschnnchtrngn
 Smgdsgrtdrglagn
 Stnchtgrssgrtndn
 Wrddchfrdchnb'mchsn

Vorstehende Buchstabenreihen sind in Gruppen zu zerlegen, die durch Einfügung passender Vokale sich zu sinnmäßigen Wörtern bilden lassen.

Zahlenpyramide.

```

    1
   2 1
  2 1 3
 1 3 2 2
 3 1 2 4 2
 4 2 1 3 2 5
 6 4 1 2 3 2 5
    
```

Vokal.
 nährt.
 bekräftigt und bindet.
 im Gehirn.
 im Zimmer.
 Ausdruck des Bedauerns.
 Gartengewächs.

Charade.

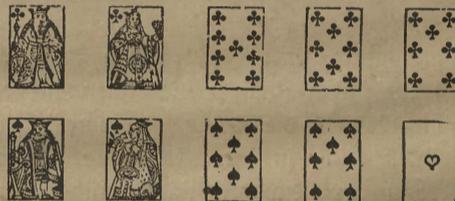
Kommt die Erste sacht herangeschritten,
 Wachsen ringsum auch die Zweit' und Dritten.
 Doch man möcht' bei grellem Sonnenschein
 Gern auch in dem Zweit' und Dritten sein.
 Leicht erwächst Du nun das kleine Ganze,
 An dem Begrand stehts als schlichte Pflanze.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Ak; K König; D Dame, Ober;
 B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler hat erklärt, er wolle auf alle Fälle jetzt ein Spiel machen, da er den ganzen Abend wie ein Hansnarr dagelassen und nur zugehört hätte wie die Andern ihre Spiele einheimsten. Demzufolge paßt V auch auf folgende Karte nicht, obwohl M sehr energisch bis c-Handspiel reizt.

aK, D, 9, 8, 7; bK, D, 8, 7; cA.



Das Spiel wird mit Schneider gewonnen. Im Skat lag kein Triumpf. H hatte noch einmal so viel Augen in seiner Karte, als im Skat lagen. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Kerkermeister.

Auflösung des Sinnräthfels.

Zigarre.

Auflösung der Pyramide.

H
 R U M
 M I N N A
 S A N D A L E

Auflösung des Silbenräthfels.

Niederlage (Gelage, Lage, Genie, nie, der, Niederlage.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizügiges Selbstmatt von Wagner: W. Kb8; Df5; Td1;
 Lg3; Sc3; Bf2, h7. Schw. Kb2; La1; Bb3, f3.)
 1. Tc1, Ka3 2. Da5+, Kb2 3. Sa2, bxa, 4. Da3, Kxc1 matt.
 1. . . , Kxc1 2. Db1+, Kd2 3. Dd1+, Kxc3 4. Dd2+,
 Kxd2 matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Gertrud Weiser, Gertrud Donnerstag, Brylinske, Elisabeth Steff, Arthur Kirchhoff, Frost, Klaus Engelhard, Elisabeth Kircher, Schellong, Ernst Gerneitz, Joseph von Tholarski, Erwin Nedemsky, Martha Ciesla, Bromberg, Herta Schülke, Carl Haase, Willi Timm, Schleusenau, Erich Kreuzahler Schöndorf, Kolander, Hedwig Domak, Bannach, Gertrud Reiz, Moldt, Hans Tschlerich, Georg Herrmann, Oskar Reck, Brach, Gertrud Goetzke, Carl v. Trzebiatowski, Oswald Martini, Georg Wamke, Stoldt, Efrida Wehrman, Konrad Wollschläger, Max Kurnik, Johanna Schmelzer, Gähler, Elisabeth Köplin, Brehm, Walter Hagedorn, Agnes Wende, Erika Bernstein, Tschanke, Frost, Carl Pfefferkorn, Klara Dülberg, Paul Böhm, Otto Schulz, Wilhelm Ebeling, Wilhelm Beck, Reinhold Kühnelt, Herta Winkler, Heinrich Struck, Klara Hoffmann, Julius Schreiber, Pansgrau, Alfred Damm, Hedwig Bettyna, A. Cohn, Elise und Hans Klett, Bromberg, Margarete Schwarz Wolfsberg, Erwin Wiesenberg, Karl Marwitz, Hans Lambe, Walter Reimann, Curt Kreuz, Otto Gähler, Firk Bragenheim, Bromberg, Margarete Dabel Hafenschleuse, Frik Schauer Schleusenau, Erwin Bunn, Ulrich Vock Bromberg.